

Pressezentrum

Sperrfrist: 22.05.2009; 9:30 Uhr

Programmbereich:

Veranstaltung: Bibelarbeit

Referent/in: Landesbischöfin Dr. Margot Käßmann, Hannover

Ort: AWD-Dome, Messegelände

Programm Seite: 34

Dokument: BAB_23_1664

Bibelarbeit zu Lukas 10,25–37

... wie dich selbst

Vorbemerkung

Im letzten Gottesdienst Heilig Abend letzten Jahres saß ein kleiner Junge neben mir, vielleicht 10 Jahre alt. Als die Lektorin begann: „Es begab sich aber zu der Zeit“, stöhnte er laut und sagte: „O Mann, die Story kenn ich schon!“ Ich habe gelacht und gesagt: „Die wirst du immer wieder hören in deinem Leben. Und du wirst dich daran erinnern, was sie dir bedeutet hat in bestimmten Jahren, mit wem du sie gehört hast, und du wirst sie neu und anders hören, weil du dich veränderst und die Welt sich verändert.“

Ein wenig ging es mir so mit dem Text für die Bibelarbeit heute. Wie soll es zum barmherzigen Samariter einen neuen Zugang geben? Den kennen wir doch nun alle wahrhaftig, selbst die Kirchenfernen haben dieses Gleichnis wohl schon einmal gehört. Der barmherzige Samariter kommt uns sozusagen aus den Ohren heraus, ich höre Sie schon seufzen. Ja, wir kennen diese Geschichte alle schon, aber das ist das Faszinierende an der Bibel, finde ich: wir lesen die Geschichten immer neu, in einem veränderten Kontext, und sie sprechen neu in unsere Zeit. Versuchen wir also eine neue Annäherung an einen vielleicht allzu bekannten Text.

Ein Lehrgespräch

Jesus führt ein Lehrgespräch mit einem jüdischen Schriftgelehrten. (Sie finden den Text im Programmheft auf Seite 32 in der Lutherübersetzung und auf Seite 33 in der Übersetzung für den Kirchentag, die darum ringt, die sozialkritischen Frage, den jüdischen-christlichen Dialog und die feministische Theologie in der Übersetzungsarbeit besonders zu berücksichtigen.)

Der Schriftgelehrte bzw. der Toragelehrte fragt nach dem unvergänglichen Leben. Mir ist wichtig, dass Jesus sich mit ihm ganz einig ist in zentralen Fragen des Glaubens. Beide suchen nach Gottesnähe und beide wissen das Doppelgebot der Liebe als Zentrum einer

Ethik, die sich aus der biblischen Botschaft ableitet. Gott aus ganzem Herzen lieben, und den Nächsten wie dich selbst. Jesus bestätigt das: „Tu das und du wirst leben!“

In diesem innerjüdischen Lehrgespräch wird uns noch einmal bestätigt, dass das Nächstenliebegebot eben nicht eine christliche Erfindung ist, sondern aus der jüdischen Tradition in den christlichen Kontext eingewandert ist.

Im dritten Buch Mose, Levitikus 19,18 wird betont: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; ich bin der Herr“. Und im fünften Buch Mose, Deuteronomium 6,5 heißt es: „Du sollst den HERRN, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“

Das heißt, Jesus als Jude, zieht im Gespräch mit dem Schriftgelehrten diese beiden Gebote zusammen zum Doppelgebot der Liebe. Aber es sind und bleiben alttestamentliche Gebote, Gebote der Tora, die im dritten Buch Mose auch noch verstärkt werden durch das Gebot der Liebe zu den Fremden. Die sollst du „lieben wie dich selbst; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägypten (Levitikus 19,34).

Mir ist dabei zweierlei wichtig: Barmherzigkeit, wie sie Jesus gleich anschließend im Gleichnis entfalten wird, ist keine herablassende Haltung, sondern sie hat mit mir zu tun! Andere lieben und mich selbst lieben, Gott lieben und offen sein für andere, Zuspruch Gottes und Anspruch an mein Leben - das sind nicht völlig verschiedene Lebensbereiche, sondern das ist eine Lebenshaltung. Eine Haltung als ganze, die wir allzu oft in Einzelteile trennen. Dann sind da die „Armen, die Mühseligen und Beladenen“, um die wir uns „kümmern“, für die wir mit unserer Diakonie zuständig sind. Wenn wir aber Jesus ernst nehmen, sind die Mühseligen und Beladenen nicht nur Objekte unserer Barmherzigkeit, sondern auch Subjekte theologischen Denkens. Wo kommt das eigentlich vor?

Ja, auch ich habe Ernst Lange gelesen und weiß, es gibt den „Gottesdienst im Alltag der Welt“. Wo ich für den Nächsten eintrete, da ist auch Gottesdienst. Beim Evangelisten Matthäus im 11. Kapitel (Verse 25–30) sagt Jesus: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, dass du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart“

Wissen die Armen bei uns von Gott? Eröffnen wir ihnen einen Zugang zum Glauben, zum Gottesdienst? Das muss uns doch auch heute seltsam berühren. Immer wieder zeigen Studien, wie das Christentum in Deutschland sich auf die Milieus der Gebildeten konzentriert, die gut situierten Bürgerlichen am ehesten Kirchgängerinnen und Kirchgänger sind. Damit das gleich klar ist: ich freue mich über jeden gut Situierten und Gebildeten Menschen, der Mitglied unserer Kirche ist! Wir brauchen sie, die Starken, um als Kirche leisten zu können, was wir leisten. 20 Prozent unserer Mitglieder geben uns mehr als 80 Prozent unseres Einkommens, das wiederum besonders den Schwächeren zu gute kommt, Kindern, Alten, Behinderten.

Aber sehen wir die Armen im Lande, die Überschuldeten, die Obdachlosen, die Hartz IV-Empfänger, die Alleinerziehenden als Subjekte des Glaubens oder als Objekte unserer Betreuung, das ist die große Frage. Allzu oft gibt es allein einen diakonischen Zugang zu all den Mühseligen und Beladenen und nicht einen, der sie ernst nimmt als Teil unserer Gemeinde, als diejenigen, die hören und begreifen, was das Evangelium bedeutet. Mich bedrückt, wenn Glaube zum reflektierten intellektuellen Erbe wird und nicht zum Evangelium, das die Armen selbst als frohe Botschaft wahrnehmen.

In den Ländern des Südens sind es die Armen, die die Kirche füllen, die letzten Fische und Brote miteinander teilen, sich freuen an der Gemeinschaft, an der Lebenszusage Gottes. Schon die ersten Jüngerinnen und Jünger waren ja nicht eine Elitetruppe, sondern die am

Rande der Gesellschaft von den Hirten auf dem Felde über die Fischer und deklassierten Frauen bis zum Verbrecher, der neben Jesus gekreuzigt wurde.

Warum ist es bei uns so schwierig, das möglich zu machen? Warum sind unsere Gottesdienste oft geschlossene Zirkel, auch der Kirchentag übrigens! Wie werden wir eine Kirche nicht nur „für die Armen“, sondern „der Armen“ bzw. noch besser „der Armen und der Reichen“, in der wir in einer derart zersplitterten Welt Gemeinschaft leben?

Ich denke, wir brauchen eine neue „Theologie des Hinschauens“. Die Kreuzestheologie ist eine solche Theologie des Hinschauens: Sie hält es aus, das Leid und Elend in unserer Welt zu sehen, wahrzunehmen und daraus die ethischen Konsequenzen zu ziehen. Sie hält die eschatologische Spannung aufrecht: jetzt ist das Bild noch dunkel, unser Erkennen, unser Hinschauen wird aber schon von der vollkommenen Erkenntnis bestimmt, vom Sehen Gottes von Angesicht zu Angesicht, von der reinen Liebe.

Das „extra nos“, die Gebrochenheit des Lebens durch das Kreuzesgeschehen gesehen, setzt die Liebe als Maßstab für alles ein. Die Liebe Gottes, die sich in Jesus Christus zeigt, ruft die Liebe hervor, die für uns der Maßstab des Handelns sein soll. Sie ermöglicht eine Theologie des Hinschauens, die aus der Liebe Gottes ihre Kraft bezieht, um sich in Liebe dem Nächsten zuzuwenden.

Eva Zeller schreibt in ihrem Gedicht „Nach erster Korinther dreizehn“:

Die Liebe ist lächerlich
Sie reitet auf einem Esel
über ausgebreitete Kleider
Man soll sie hochleben lassen
mit Dornen krönen
und kurzen Prozeß mit ihr machen
Sie sucht um Asyl nach
in den Mündungen unserer Gewehre
Eine Klagesache von Weltruf
Immer noch
schwebt das Verfahren

Sie stellt sich nicht ungebärdig,
sondern quer zur Routine der Machthaber
Die Behauptung,
sie ließe sich nicht erbittern
hat sie im Selbstversuch eindrücklich bestätigt.
Sie ballt nicht die Faust
Sie steigt nicht herab
Sie hilft nicht sich selbst
Sie dient als Kugelfang

Nun aber bleibt
Glaube Liebe Hoffnung
diese drei
Aber die Liebe
ist das schwächste
Glied in der Kette
die Stelle an welcher
der Teufelskreis bricht.

Die Liebe, die Nächstenliebe, sie ist Zeichen der Schwäche und findet gerade darin Stärke. Das ist das Paradoxe unseres Glaubens, das macht ihn für die Armen dieser Welt so anziehend. Wir müssen uns fragen, wie wir das in unserer Gesellschaft glaubwürdig verkündigen, in der immer mehr Menschen arm sind.

Zum anderen bewegt mich, wie Jesus als Jude mit einem anderen Juden spricht. Wie lange hat unsere Kirche gebraucht, zu begreifen, dass Jesus Jude war. Dass wir die Heiden sind, die durch Jesus einen Zugang gefunden haben zum Gott Israels...

Am 25. Januar diesen Jahres haben wir in Hannover eine Synagoge eingeweiht, die einst eine Kirche war. Natürlich schmerzt es eine Kirchengemeinde, ein Gotteshaus schließen zu müssen. Als Gäste zur Einweihung der Synagoge aber waren wir als Christinnen und Christen vor Ort mit großer Freude und Dankbarkeit anwesend. Ein ganz praxisorientiertes jüdisch-christliches Lehrgespräch hatte stattgefunden - ich finde das ermutigend. Unsere Gustav-Adolf-Gemeinde hat den größten Schmerz überwunden und ist nun Teil der Herrenhäuser Gemeinde, der Mutterkirche, in der sie nun die eigenen Glocken im Geläut hört und die eigenen Abendmahlsgesetze in Verwendung weiß. Ein gelungener Prozess, für den ich sehr dankbar bin.

Als christliche Gemeinden wissen wir uns dem jüdischen Glauben verbunden durch Jesus, der Gott als „Abba, lieber Vater“ ansprach. Der uns den Weg zu Gott zeigte, war Jude, hat gebetet zu dem Gott, den Jüdinnen und Juden bekennen. So teilen wir bei aller Differenz den Glauben an Gott den Schöpfer.

Wir können nur dankbar sein, dass es wieder Synagogengemeinden gibt in Deutschland! Das gilt vor allem, weil wir als Kirche Schuld auf uns geladen haben, als wir schweigend die Zerstörung der Synagogen hingenommen haben. Am 9. November 1938 wurden in Deutschland fast zweihundert jüdische Gotteshäuser zerstört. Während am folgenden Tag die Synagoge in der Roten Reihe in Hannover langsam ausbrannte, schaute eine beträchtliche Menschenmenge schweigend zu. Die Polizei beschränkte sich auf die Absperrung des Geländes, die Feuerwehr griff nicht ein. Damals in unmittelbarer Nachbarschaft befand sich das Landeskirchenamt. Augenzeugen berichten, dass an jenem Tag eine gedrückte Stimmung im Haus herrschte. Doch der Betrieb ging weiter. Berichtet wird, man habe aus dem Landeskirchenamt auf die brennende Synagoge geschaut und gesagt: „Die Nächsten sind wir.“ Es wäre der angemessene Satz gewesen, hätte die Betonung gelautet: „Die Nächsten sind wir.“ Da lag die Aufgabe unserer Kirche und daran hat sie versagt. Das muss uns mahnen bis heute, wenn wir über das Gebot der Nächstenliebe, die Mahnung zur Barmherzigkeit nachdenken. Ist uns der Erhalt der Institution Kirche wichtig oder die Realität derer, die uns als Nächste zur Seite gestellt werden? Sind wir Kirche der Nächstenliebe oder des Selbsterhaltes? Mich jedenfalls treibt diese Frage oft um. Die Frage, ob wir allzu ängstlich um die Zukunft der Institution mühen und nicht sehen, wo wir gebraucht werden. Die Zukunft der Kirche getrost Gott anvertrauen und fröhlich mit dem Evangelium in der Welt auf diejenigen zugehen, die wahrhaftig gute Nachrichten gebrauchen können, darum geht es wohl eher.

Vor mehr als 70 Jahren brannten Gotteshäuser mitten in unserem Land! Thora-Rollen wurden zerstört, das Wort Gottes also wurde geschändet, gegen alle Gebote, die wir als Menschen christlichen Glaubens mit denen jüdischen und auch muslimischen Glaubens teilen. Daran habe ich gedacht, als die Thora-Rollen feierlich in die neue Synagoge getragen wurden. Mitbürgerinnen und Mitbürger sprachen anderen aufgrund des unterschiedlichen Glaubens das Lebensrecht ab. Das ist heute unbegreiflich, denke ich. Es ist eine Mahnung, frei zu denken, widerständig zu bleiben, sich nicht verführen zu lassen, immer wieder bewusst zu machen: da ist ein gemeinsames Erbe, eine gemeinsame Ethik!

Wir waren als Christen keine guten Nachbarn und haben versagt, Schuld auf uns geladen. Es war eine bittere Geschichte für die Kirchen, zu begreifen: Wenn eine Glaubensgemeinschaft angegriffen wird, dann ist auch die andere in Mitleidenschaft gezogen. Es geht ganz aktuell darum, das heute zu beherzigen mit Blick auf unsere jüdischen und muslimischen Nachbarn!

Dass 70 Jahre nach der Zerstörung der Synagogen in Deutschland heute wieder jüdisches Leben in unserem Land wächst, sehen wir als evangelische Kirche mit Freude und Dankbarkeit. Das sind Zeichen der Hoffnung auch für uns als Christen! Wir können hoffentlich neue Lehrgespräche führen wie Jesus damals. Wer den Holocaust leugnet und die Schuld der Deutschen relativieren will, macht sich selbst schuldig auch an Jesus von Nazareth, dem Juden, die hier ein theologisches Lehrgespräch führt.

Um gute Nachbarschaft geht es, um mutige Nächstenliebe, etwa wenn im Wahlprogramm der NPD die Rede ist von „psychologischer Kriegsführung jüdischer Machtgruppen gegen unser Volk“. Die NPD erklärt, Deutscher könne nur sein, wer „in die ethnisch-kulturelle Gemeinschaft des deutschen Volkes hineingeboren wurde.“ Die NPD sagt: „Afrikaner und Orientalen gehören ganz bestimmt nicht nach Deutschland“. Dass eine Partei, die derart fremdenfeindliche Parolen von sich gibt, die niedersten Instinkte der Abwehr schürt und offen antijüdisch argumentiert, nicht verboten werden kann in unserem Land, das will ich nicht verstehen müssen.

Kommen wir nun vom Lehrgespräch, das unser Gleichnis umrahmt und uns zeigt, dass Nächstenliebe und Barmherzigkeit gemeinsames jüdisch-christliches Erbe sind, zum Gleichnis.

2. Ein allzu bekanntes Gleichnis

Mir geht manches Mal ein Bild durch den Sinn, ein kurzer Moment nur. Wir fahren in einem dieser dreirädrigen Taxen zu dritt auf eine Rückbank gequetscht durch das enge und stickig heiße Chennai in Südindien. Mitten im tosenden Verkehr mussten wir an einer Ampel halten. In der Gosse, im wahrsten Sinne des Wortes, also am Bordstein zwischen Müll und Dreck, lag ein Mann. Ich dachte, er sei tot. Als wir anfuhrten hob er den Kopf etwas und sah mich an ...

Ich dachte an den barmherzigen Samariter und versuchte, den Taxifahrer gebeten, zum Anzuhalten zu bewegen, aber das war schier unmöglich, er brettete weiter in dem chaotischen, lauten Gelärm und Gewusel der Großstadt. Ich fragte unsere indischen Gastgeber später, was ich hätte tun sollen. Sie sagten: „Du liebe Zeit, das ist hier Alltag! Die indische Kultur ist nun einmal nicht bestimmt von Barmherzigkeit. Da ist jeder sich selbst der Nächste ...“

Wie können wir barmherzig sein in einer Welt der Globalisierung, die vom Profit lebt und nicht von Nächstenliebe. Wie handelst du als Nächste jetzt richtig? Kann ich mich noch selbst lieben, wenn ich meine bürgerliche, europäische Wohlstandswelt sehe? Können wir uns selbst verzeihen, wenn wir reich und satt sind?

Für mich ist das Erlebnis in Chennai ein Sinnbild dafür, wie wir in den reichen Ländern des Nordens von der Globalisierung profitieren, wie wenig wir aber bereit sind, Verantwortung für die Verarmung im Süden dieses Globus zu übernehmen. O ja, wir lesen in den Zeitungen, dass es Hungeraufstände gibt von Kolumbien bis Indonesien. Aber unsere Reaktion ist ja weniger, gegen den Hunger anzutreten, als zu fragen, ob unsere Grenzen sicher genug sind, damit die Armen der Welt sie nicht überschreiten können. Im Süden der USA wird gerade mit massiven Investitionen eine gigantische Mauer gebaut, damit die Grenze „sicher wird“. Und

auch Europa schottet sich ab, so gut es kann. Die Zahl der im Mittelmeer ertrinkenden Flüchtlinge aus dem Elend Afrikas ist unbekannt.

In Äthiopien etwa kostet einheimisches Getreide inzwischen mehr als importiertes. Und was zunächst als ökologisch sinnvolle Lösung für die Krise unserer Landwirtschaft erschien, der Anbau von Pflanzen zur Energiegewinnung, erweist sich als weiterer Dreh in der Spirale der Welternährungsunordnung. Nun wird auch in Brasilien Mais für Bioenergie angebaut, während Menschen im Land hungern. Und gleichzeitig wird in Wien jeden Tag ebenso viel Brot vernichtet wie gegessen wird. Da klingt das Gebet „Unser täglich Brot gib uns heute“, das als Thema der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Stuttgart nächstes Jahr dient, geradezu zynisch.

Wen solche Ungerechtigkeit umtreibt, der oder die wird schnell als naiver Gutmensch abgetan, der begreifen muss, dass der Markt halt die Welt beherrscht und wir daran nichts ändern können. Aber ist das nicht eine entsetzlich resignative Haltung? Es sind doch Menschen, die Märkte gestalten und es kann nicht nur Weltwirtschaft alles beherrschen, es muss doch auch so etwas wie Weltethik geben.

Sicher, zum einen ist die Politik gefragt, für Gerechtigkeit über Grenzen hinweg einzutreten. Zum anderen sind die Manager dieser Welt gefragt, Verantwortung zu übernehmen, nicht nur Profit, sondern auch das Leben der Menschen im Blick zu haben. Und ich denke, wir können als Einzelne zumindest kleine Schritte gehen vom Einkauf fair gehandelter Ware bis zur Unterstützung von Entwicklungsprojekten wie etwa des Evangelischen Entwicklungsdienstes, die einheimische Landwirte fördern. Wir können in der öffentlichen Meinungsbildung deutlich machen, dass „billig“ eben nicht gut ist, weil es bedeutet, dass Lebensmittel nicht angemessen bezahlt werden. Und wir können als Bürgerinnen und Bürger Einfluss nehmen, indem wir fragen, ob Entwicklungspolitik bei Parteien ein Nischenthema ist oder Welthandelsbeziehungen tatsächlich die angemessene Aufmerksamkeit haben.

Der Mann in der Gosse in Chennai ist unser Nächster. „Mensch, wo bist du?“ – die Frage hallt über Grenzen hinweg durch unsere ganze Welt. Auch das ist Globalisierung. Wir können nicht nur freundlich barmherzig sein, sondern wir müssen uns auch Fragen, warum Strukturen derart unbarmherzig sind. Der barmherzige Samariter erklärt, er käme wieder. Käme er nun wieder, vielleicht Woche für Woche oder Monat für Monat und immer wieder läge da einer, der niedergeschlagen und ausgeraubt wurde, würde er sich nicht irgendwann fragen müssen, ob es mehr Sinn macht, die Räuberbande zu verfolgen, als immer je einzeln die Opfer zu versorgen? Bei all unseren Hilfsprojekten muss doch immer auch die Frage sein, wie wir Strukturen verändern.

Dabei dürfen wir auch wiederum die Selbstliebe nicht vergessen. Wer nur die Zerstörung sieht, kann sich nicht mehr über den Sonnenstrahl freuen. Wer das ganze Elend der Welt vor Augen hat, wird verzweifeln, weil sie so wenig tun kann. Wir brauchen aber engagierte, mutige Menschen, die anpacken. Jeder an einem einzelnen Punkt, jede an einem Stück des großen Knäuels, am je eigenen Ort. Da bleibt trostreich das afrikanische Sprichwort: „Viele kleine Menschen, die viele kleine Schritte tun, können das Gesicht der Welt verändern.“ Von solcher Hoffnung ist doch auch der Bibeltext geprägt, den wir vor Augen haben.

Die biblische Sicht auf die Welt und die Gesellschaft ist geprägt davon, dass Schwachheit ein Thema ist und die Armen als Subjekte vorkommen. Theologie des Hinschauens heißt auch, die Armen, diejenigen, die Barmherzigkeit benötigen, sichtbar machen. Deshalb finde ich gut, dass die innere Mission Obdachlose mitten in die Stadt Bremen geholt hat und ihnen im „Diakonischen Dorf“ gemeinsam für vier Tage ein Café betreibt. Statt Nichtsesshafte aus der Stadt zu vertreiben, wie das geplant war, um Bremen attraktiver zu machen, werden sie in die Stadt geholt, damit sie sichtbar sind. Die Armen sind kein angenehmer Anblick, wie

Innensenator Mäurer das sagte. Aber nur wenn wir hinsehen, werden wir auch sehen, wer sie sind, was sie sagen und mit ihnen überlegen können, wie wir im Dreieck von Nächstenliebe, Selbstliebe und Gottesliebe handeln können.

Die biblisch Sicht auf die Armen ist keine Verklärung der Welt und des Menschen zu etwas Heilem und Ganzen, zu etwas Gutem und Vollkommenen. Das ist mir wichtig: es gibt in der Bibel ein sehr realistisches Menschenbild. Der Mensch ist verführbar seit Adam und Eva, er neigt zur Gewalt seit Kain und Abel und er hat eine Tendenz zum Größenwahnsinn seit dem Turmbau zu Babel. Es gibt keine perfekte Vorstellung des Menschen in christlicher Sicht. Martin Luther hat das theologisch so ausgedrückt: „simul justus et peccator“ – der Mensch ist immer gerecht und Sünder zugleich. Beides ist in uns angelegt. Wirklich gerecht aber in dem Sinne, dass wir uns unseren Lebenssinn selbst erleisten, ist niemand von uns. Lebenssinn kann uns nur Gott zusagen. Die Liebe macht uns zu liebenswerten Menschen. Weil Gott uns ansieht, sind wir angesehen.

Die Bibel spekuliert herzlich wenig darüber, wie eine perfekte Welt wohl aussehen sollte, aber umso mehr darüber, wie sie wirklich ist – sozusagen, welchen Veränderungsbedarf sie hat. Schwachheit, Leiden, Schuld und Versagen gehören zu den Hauptthemen der Bibel und die uns begegnenden Charaktere sind alle davon gezeichnet. Im berühmten achten Kapitel des Römerbriefes spricht Paulus von dem ängstlichen Harren der Kreatur, die darauf wartet, dass die Kinder Gottes offenbar werden. Nicht nur die Menschen, die ganze Schöpfung ist der Vergänglichkeit, der Unfertigkeit, dem Ungenügen und der Schwäche unterworfen, mit den Worten von Paulus „in Knechtschaft“. Aber zugleich steht sie im Horizont der Hoffnung, der Überwindung der Unvollkommenheiten, der Leiden und Einschränkungen; die Welt und mit ihr die Menschheit stehen unter der Verheißung der „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.“

Die Armen sind in der Bibel Teil der Wirklichkeit der Welt. Sie werden nicht ausgeblendet und nicht ausgeschlossen, sondern in den Blick genommen. Und wenn im Lehrgespräch die Frage auftaucht, wie mein Leben vor Gott gelingt, dann liegt die Antwort im Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Eigentlich müssten wir als Evangelische da sofort aufschrecken. Ist das nicht Werkgerechtigkeit? Wenn wir dies und das tun, dann leben wir ein vor Gott gerechtes, angemessenes Leben?

Ich denke, genau da muss das Gleichnis rückgebunden werden in den Rahmen in dem es steht. Es ist ein Beispiel, das Jesus dafür gibt, wie Gottesliebe, Selbstliebe und Nächstenliebe zusammen gehören. Weil ich Gott liebe, habe ich das Bedürfnis, anderen zur Seite zu stehen. Ich habe die Kraft dazu, weil ich mich selbst lieben kann.

Zu dem gern Verdrängten gehört auch die Wahrnehmung eigenen Versagens, eigener Schuld und Schuldverwicklung, aber eben auch die Wahrnehmung eigener Schwäche, Abhängigkeit und Angewiesenheit auf andere. Gern sehen wir uns als freier, unabhängiger und stärker, als wir es wirklich sind. Dagegen lehrt uns die Bibel immer wieder, wie auch die Starken auf die Hilfe anderer Menschen, auf Gott angewiesen sind. So lehrt sie nicht nur Nüchternheit, sondern auch Dankbarkeit, Selbstliebe auch dann, wenn ich mich als gar nicht so liebenswert wahrnehme, wenn ich im Spiegel lieber ein wenig zur Seite schaue.

In unserer Gesellschaft, in deren Medien zumeist ein Kult von Stärke und Schönheit kultiviert wird, ist von der Verdrängung des Themas der Schwäche und der Beschämung der Schwachen viel zu spüren. Sprechen wir von z.B. von eigenen Schwächen, Grenzen, Unvollkommenheiten, machen wir uns angreifbar und verletztlich. Das Wettbewerbsdenken der Wirtschaft befeuert geradezu die Kultur des Herausstellens der Stärken und des Kaschierens von Schwächen, Mängeln und Schwierigkeiten. Bei Bewerbungen musst du mit Stärken klotzen, auch wenn du sie gar nicht hast.

Eine Atmosphäre des schönen Scheins, dem aber kaum noch jemand glaubt, ist in immer mehr Bereiche unseres Lebens vorgedrungen und hat sich dort breit gemacht. Die Bibel und ihre Sicht auf die Welt und die Wirklichkeit von uns Menschen stehen dem entgegen. Ich bin überzeugt, dass es möglich ist, den öffentlichen Diskurs darüber zu führen und zu verstärken; und zwar nicht bloß als einen Streit über Glaubensinhalte, sondern als einen Streit über die Wirklichkeit und ihre Wahrnehmung!

Die Bibel lese ich als ein Mutmachbuch dazu, nicht nur für Schwache einzutreten, sondern durch das Wahrnehmen und Ansprechen eigener Schwächen und Grenzen auch die eigene Angreifbarkeit und Verletzlichkeit zu riskieren. Sie ist ein Mutmachbuch für eine Kultur des Vertrauens, in der andere und man selber anerkannt und akzeptiert sind mit allen Stärken und Schwächen, Größen und Grenzen.

So geht es beim biblischen Auftrag zur Barmherzigkeit nicht nur um ein Engagement für Menschen, die uns brauchen, sondern auch darum, um Räume zu ringen, in denen Vertrauen sich entfalten kann, in denen offen und ehrlich von Schwächen und Schwierigkeiten gesprochen werden kann, und wo der Zwang aufgehoben ist, sich auf Stärke und das Vortäuschen von Stärke verlegen zu müssen. Denn deutlich ist: es gibt die Schwachen im Land, aber Schwächen haben alle Menschen.

In der Fortführung des Nächstenliebegebotes Bibel heißt es: „Die Fremdlinge sollst Du nicht bedrängen und bedrücken; denn ihr seid auch Fremdlinge in Ägyptenland gewesen. (2. Buch Mose 22,20f.) in. Die Fremdlinge und das erinnerte eigene Fremdling-Sein stehen hier als ein Beispiel von Schwäche, Unterstützungsbedarf, der Mahnung zur Barmherzigkeit. Die Hörer und Leserinnen dieses Schutzgebotes werden markanterweise nicht alleine auf die offensichtliche Unterstützungsbedürftigkeit dieser Gruppe von Schwachen hingewiesen, sondern auch auf sich selbst verwiesen. Die momentan Starken werden auf ihre eigene Verbindung mit den Ängsten und Sorgen der Schwachen angesprochen. Die Fremdlinge können darum nicht mehr bloß einfach als „die Anderen“ betrachtet werden. Sie mögen Fremde bleiben, aber über ihre Schwäche und Angewiesenheit sind sie mit der ehemalige Schwäche und Angewiesenheit der Starken verbunden, und ich möchte sagen, unlöslich verbunden. Denn diese Verbindung besteht! Das ist keine Glaubensfrage, sondern eine Frage der Anerkennung oder Verleugnung von Wirklichkeit! Es könnte mich treffen, oder dich...

Übertragen auf die unterstützungsbedürftigen Menschen, die Nächsten in unserer Gesellschaft, die unsere Liebe und Zuwendung brauchen, z.B. auf die Menschen mit geistigen und körperlichen Behinderungen, heißt das nichts anderes, als dass die Starken, die momentan nicht auf Hilfe zur Bewältigung unseres Lebens angewiesen sind, daraufhin angesprochen werden können und müssen, dass auch sie nicht immer im Vollbesitz unserer körperlichen und geistigen Kräfte gewesen sind – und es auch nicht immer bleiben werden! Als Säuglinge, als Kinder, ja auch als Jugendliche, oft bis weit über die Volljährigkeitsgrenze hinaus, waren wir alle der Erfahrung ausgesetzt, auf Pflege, Annahme und Unterstützung angewiesen zu sein. Und schnell kann es kommen, dass wir es wieder werden, wenn wir es nicht schon längst wieder in der einen oder anderen Hinsicht sind.

Daran mögen wir nicht gerne denken und erinnert werden. Aber betroffen sind wir alle davon. Die Menschen, die unsere Barmherzigkeit brauchen sind nicht kategorial von uns unterschieden, sondern nur graduell. Über die Unterstützungsbedürftigkeit sind wir mit ihnen verbunden, und zwar unlöslich. Auch der barmherzige Samariter selbst bedarf also der Barmherzigkeit. Die Gewohnheit und unsere Sprache lassen uns das oft vergessen und verdrängen. Die mit Behinderungen lebenden Menschen etwa nennen wir, wenn die Behinderung einen bestimmten Grad überschritten hat, „Behinderte“ und machen ihre Angewiesenheit auf Unterstützung zu dem herausragenden Merkmal ihrer Identität, und

unsere eigene Angewiesenheiten, die gegenwärtigen, die vergangenen und die kommenden, klammern wir aus unserer Selbstbezeichnung und aus unserer Identität aus, solange wir es können. Wir alle sind angewiesen auf Barmherzigkeit. Eine Gesellschaft ohne Barmherzigkeit, verliert das Gewebe, das sie zusammen hält.

Im Grunde unserer Existenz und durch den Verlauf unseres Lebens von der Wiege bis zur Bahre sind wir mit denen, die wir „Behinderte“ nennen, also verbunden und ihnen im Prinzip gleich. Nur durch die Sprache und unseren Umgang mit ihnen, machen wir sie zu „Anderen“. Damit möchte ich sagen: Das Anders-Sein von Menschen mit Behinderungen, von Kranken, von sozial Schwachen, von Sterbenden ist ein gesellschaftliches Konstrukt, und das heißt, dass es veränderbar und grundsätzlich gestaltbar ist!

Ihr sollt den Schwachen nicht bedrücken! Frag, wer dein Nächster ist, seid barmherzig - denn die, denen gegenüber ihr barmherzig seid, sie sind wie ihr selbst! Matthäus fasst genau das zusammen, wenn er sagt: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!

Marlene Crüsemann drückt das so aus: Wenn sich die Frage „Wer ist mein Nächster“ subjektiv verwandelt in die Frage „Wer ist dem Opfer Nächster geworden“, dreht sich das Bild. „Der Schriftgelehrte und wir, die ebenfalls das Gleichnis vernehmen, sind nicht immer in der Rolle der Helfenden, ... sondern liegen plötzlich selbst am Wegrand, beraubt und scherverletzt, haben unmittelbare Gewalt erlebt, was jederzeit möglich ist.“ (Marlene Crüsemann, Einig über die Nächstenliebe, in: Junge Kirche extra/08. S. 11ff., S. 16.)

3. Der Nächste und die Barmherzigkeit

Der barmherzige Samariter steht auch für einen Menschen, der großzügig mit seinem Geld umgeht. Er versorgt den Geschundenen nicht nur, er sagt dem Wirt auch noch: „Wenn es nicht reicht, will ich es erstatten.“ Eine solche Lebenshaltung der Großzügigkeit fehlt einer Gesellschaft, die auf Gewinn und hohe Zinsen fixiert ist.

Unsere Gesellschaft erklärt, Geiz sei „geil“. Und geil meint wohl: großartig, imponierend, ja, auf neudeutsch „sexy“. Dabei wissen wir doch alle, dass Geiz nicht gerade lebenslustig, menschenfreundlich und liebevoll ist. Wer würde schon einem Menschen sagen: „Ich liebe dich, weil du so geizig bist?“ Eigentlich macht Geiz unsympathisch.

Schon in der Bibel wird vor Geiz in den Lasterkatalogen gewarnt. „Geizige werden das Reich Gottes nicht erben“, schreibt Paulus im ersten Korintherbrief. (6,10). Der Grund ist wohl, dass das Reich Gottes eine Kontrastgesellschaft abbildet: Da sind die Sanftmütigen im Vordergrund, die Barmherzigen, die mit der Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Ganz andere Kategorien als die Erfolgsgaranten unserer Tage: Durchsetzungsvermögen, Steigerung der Aktienkurse, Einkommensverbesserung.

Dieses Haben- und Halten-Wollen, diese Gier nach Besitz macht zu allererst unfrei. Sich das bewusst zu machen, eröffnet ganz neue Möglichkeiten. Es ist eine enorme Freiheit, geben zu können, ja frei-giebig zu sein. Es geht um die Freiheit, loszulassen. Die Freiheit auch von den materiellen Dingen. Keine Angst, materielle Dinge sind schön, können das Leben erleichtern. Auch Protestanten können heute dazu stehen, dass sie genießen, selbst im Calvin-Jahr ...

Wer aber innerlich frei bleibt, solche Freiheit lebt, setzt nicht auf vermeintliche Sicherheit durch Geld und Besitz, sondern darauf, dass Gott es richten wird und andere Menschen für mich mitsorgen. Es geht um ein tiefes Vertrauen ins Leben, denke ich. Um all das, was ich nicht kaufen kann: Vertrauen, Liebe, Gemeinschaft, Zuneigung. Und ich habe den Eindruck,

unsere so durchökonomisierte Gesellschaft begreift in der Krise gerade, wie viel wichtiger das Unkäuflich ist für das Leben.

Mich berührt die Geschichte von einem Touristen, der in einem Kloster übernachtet. Als er sieht, dass es dort sehr karg ist, fragt er einen Mönch: „Wo habt ihr eure Möbel?“ Der fragt zurück: „Ja wo haben Sie denn Ihre?“ „Meine?“, sagt der Tourist verblüfft. „Ich bin doch nur auf der Durchreise!“ „Eben“, sagt der Mönch, „das sind wir auch.“

So eine Lebenshaltung meint nicht Sorglosigkeit im Sinne von Verantwortungslosigkeit. Es meint Freiheit von allem, was uns in der Konsumgesellschaft als so unverzichtbar angepriesen wird. Da geht es um eine Ethik des Genug, das Wissen um eine Grenze. Und gleichzeitig ist das gerade nicht Kargheit zur Folge, sondern Freude an den Dingen, es geht um Liebe zum Leben und zu den Menschen, statt Egoismus und Angst.

Gerade solche Freiheit macht frei zur Verschwendung im positiven Sinne. „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“ - wer freigiebig ist, lebt in der Tat glücklicher. Dann musst du nicht zwanghaft festhalten, sondern stehst in einer Art Segenskreis, in dem du wieder Freude empfängst von denen, denen du gibst. Denn das wissen wir doch auch: jemandem etwas geben, schenken können, ist ja nicht nur ein Ab-geben, sondern immer auch ein Empfangen. Es bereitet mir doch Freude, die Freude der anderen zu sehen. Wir können geradezu dankbar sein, wenn wir geben können. Jeder und jede von uns sind viel lieber barmherziger Samariter oder Samariterin als diejenigen, die am Boden liegen und Hilfe benötigen. Dann noch lieber der Wirt, der wenigstens ein Geschäft machen kann mit der Situation ...

Es ist in der Tat viel angenehmer, barmherziger Samariter oder barmherzige Samariterin zu sein, als der überfallene Reisende. Es ist wesentlich schwerer, zu nehmen, Hilfe und Zuwendung anzunehmen, weil das oft mit Scham verbunden ist, mit dem Wissen, ich bin auf andere angewiesen, muss dankbar sein. Wer geben kann, ist in der Tat gesegnet. Wer barmherzig und freigiebig ist wie der Samariter, der legt wahrhaftig einen nachhaltigen Lebensstil an den Tag, er oder sie sorgen für andere Menschen und kommende Generationen.

Dabei gibt es viele Stimmen, die uns locken, wie diejenigen, die vorübergehen, sei es Levit, sei es Priester. Was die Gründe sein mögen, der Tempeldienst oder auch nicht, es ist die Stimme der Versuchung: Was geht mich das denn an? Gibt es doch genügend Institutionen! Und ich spende doch auch!

Stimmen der Versuchung, die allzu präsent sind in unseren Tagen: Ein bisschen Geld zur Seite an der Steuer vorbei, wie wär's? So ein bisschen Geld nach Liechtenstein transferieren, wenn juckt es? So eine kleine Millionen als Abfindung – steht mir doch zu!

Stimmen, die uns sagen wollen: ist nichts mit Gott, du brauchst über dein Leben keine Rechenschaft ablegen: lebe wild und gefährlich, ohne Rücksicht auf andere, der Ehrlich ist der Dumme. Stimmen der Versuchung auch für unsere Gesellschaft: Ist ein Leben mit Demenz wirklich lebenswert? Müssen wir uns um Flüchtlinge aus Afrika scheren? Was geht mich mein Nachbar an? Warum sollte mich das Gemeinwohl interessieren?

Das Unterscheiden der Stimmen ist wichtig, auch für unsere Kirche. Unterscheiden heißt auf griechisch kritein. Das meint also kritisch-sein: die Stimmen unterscheiden, sorgfältig prüfen und Kriterien finden für den eigenen Weg. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter und das Nächstenliebegebot sind hervorragende Kriterien.

Als Christinnen und Christen schärfen wir unser Gewissen an der Bibel. Das hat Martin Luther uns als Grundlage mitgegeben: selbst nachlesen, selbst nachschauen und so Gottes Stimme verstehen, eigene Wege finden in der Welt. Wir wollen in Verantwortung vor Gott in

Gemeinschaft mit anderen Menschen leben. Und es wird immer wieder zu diskutieren sein, was der richtige Weg ist, wo wir Gottes Stimme hören. Wir sind in der Tat Kirche der Freiheit, wo wir das wagen, auch in der internen Auseinandersetzung, die ja nicht Konfrontation sein muss, sondern gemeinsames Ringen.

Bei diesem neuen Blick auf das Gleichnis vom barmherzigen Samariter ist mir dreierlei neu deutlich geworden:

- Wir stehen mit der christlichen Nächstenliebe ganz klar in der Tradition jüdischen Glaubens.
- Die Armen und Hilfsbedürftigen sind nicht nur Objekte unserer Zuwendung, sondern auch Subjekte des Glaubens. Und wir unterscheiden uns nur graduell von ihnen, weil wir alle irgendwann im Leben hilfsbedürftig sind.
- Es geht um die Dreiecksbeziehung von Nächstenliebe, Gottesliebe und Selbstliebe. Wir lieben immer auch uns selbst, wenn wir geben können. Freigiebigkeit ist eine Lebenshaltung der Freiheit.

In der Konsequenz möchte ich beides tun: Brot und Wein nicht nur symbolisch teilen. In unserer hannoverschen Landeskirche haben wir beispielsweise ein Projekt mit dem Titel „Zukunftsgestalten“. Da werden Kinder, die in Armut leben unterstützt mit Mittagessen, Schulstarterpaketen, Hausaufgabenbetreuung. Es gibt viele Möglichkeiten, barmherzige Samariter zu sein in diesem Land, in dieser Welt. Sie liegen sozusagen vor unseren Füßen.

Dieses Engagement möchte ich aber zusammen denken mit der Weitergabe des Glaubens? Unser Gottesdienst kann eine Stärkung sein für alle Mühseligen und Beladenen, ein Erlebnis von Gemeinschaft. Gerade da liegt ein Ansatzpunkt für Erneuerung unserer Kirche.

Nachbemerkung

Vor drei Jahren habe ich unsere Partnerkirche in Äthiopien besucht. Da der Terminplan sehr eng war, sollte ich für den zweitägigen Besuch in unseren Missionsstationen in Westäthiopien das Flugzeug benutzen. Der stolze Captain Solomon zeigte mir am Abend vor dem Abflug seine Maschine für vier Personen, deren Anblick eine gewisse Skepsis in mir auslöste. Ja, sie sei alt, sagte er. Vor vielen Jahren habe er sie aus den USA geholt. Zudem erklärte er, auf der Piste in Ayra, auf der wir landen sollten, sei seit vier Jahren kein Flugzeug mehr gelandet, das sei also nicht Kennedyairport, aber er würde mich schon heil runterbringen.

Sie können sich vorstellen, dass meine Begeisterung leicht begrenzt war... Captain Solomon sagte mir während des Fluges, Lukas 10 sei das Gleichnis für sein Flugzeug. Ich müsse verstehen, dass der Samariter nichts gewesen wäre ohne seinen Esel. Der Esel hätte den Verletzten schließlich transportiert. Und ihn ärgere, dass das nie erwähnt würde. Er fände, sein Flugzeug sei wie dieses Lasttier – bereit zum Dienen, aber nie wirklich wahrgenommen, welche wichtige Rolle es spielt.

Sie merken, das hat mich beeindruckt. Eine ganz neue Sicht der Dinge! Was wäre der Samariter ohne sein Lasttier! Viel zu oft sehen wir nur den Ausschnitt, den wir kennen, das, was vor Augen liegt und nicht das ganze Bild. Samaritersein und Nächstenliebe brauchen funktionierende Strukturen und gute Ausstattung.

So habe ich wie der kleine Junge an Heilig Abend einen wohl bekannten Text noch einmal ganz neu gehört ...